

Niels Walter

Der Blindgänger

Das gewagte Leben des Steven Mack

WÖRTERSEH
WO BLEIBT SEH

*Wenn wir etwas riskieren,
wollen wir uns dem Leben nicht entziehen,
sondern wir wollen verhindern,
dass das Leben sich uns entzieht.*

Sergio Bambaren

Vorwort

Im März 2010 wurde die Idee an mich herangetragen, ein Buch über das Leben des vierundzwanzigjährigen Steven Mack zu schreiben. Er sei ein wilder Kerl, habe mit zwanzig den sicheren Tod überlebt, und seither sei er blind. Ich wollte mich zuerst mit ihm treffen, bevor ich mich entscheiden würde.

Es lag Schnee, und es war ein eisig kalter Tag, als ich zum ersten Mal zu Steven Mack fuhr. Er wartete in Volketswil, seinem Wohnort, an der Bushaltestelle, eine Hand in der Hosentasche, in der anderen hielt er einen weißen Blindenstock. Ich trug Winterjacke, Schal und Wollmütze, er dünne beige Stoffhosen und einen schwarzen Pullover. Seine Füße steckten in leichten, mit Luftlöchern durchsetzten Trekkingschuhen, ohne Socken. Er sah aus wie aus hartem Holz geschnitzt: fast zwei Meter groß, dunkelblondes, kurzes, struppiges Haar, ein kantiges, sonnengebräuntes Gesicht, breite Schultern; sein Händedruck war fest und stark.

Er klappte den weißen Stock zusammen, steckte ihn in die Beintasche, fragte, ob er seine rechte Hand auf meine linke Schulter legen dürfe. Und so gingen wir – ich voraus, ohne zu wissen wohin. Er wies mich an, wie lange ich geradeaus gehen musste, wann links oder rechts abbiegen, wann die Straße überqueren, eine Abkürzung nehmen. Wir kamen in ein Labyrinth aus zweistöckigen, grau verputzten Backsteinbauten, Wegen, Treppen und Gartenbeeten, überall Sitzbänke, Pflanzentröge und Spielplätze – die Siedlung, in der Steven Mack lebt.

In seiner Wohnung war es kalt. Er bot mir heißen Tee an. Wir unterhielten uns drei Stunden lang. Nach diesem ersten Treffen schickte er mir über fünfzig Textdokumente, Hunderte von Seiten – Tagebücher, Gedanken, Träume, Fantasien. Es dauerte Tage, bis ich alles gelesen hatte. Danach war mir schwindlig. Ich entschloss mich, das Buch zu schreiben.

Aus vielen stundenlangen Gesprächen mit Steven und Menschen aus seinem Umfeld entstand dann dieses Buch. Sie alle erzählten, ich hörte zu, und das Tonband lief. Auf meiner Reise ins Leben von Steven Mack führen wir gemeinsam an Orte, die ihm wichtig sind, machten halt in seiner Vergangenheit, schliefen am Simplon unter freiem Himmel, dort, wo sein neues Leben begann. Die Recherche führte mich zu Fachleuten und Büchern, die sich mit dem menschlichen Hirn, dem Augenlicht und anderen Wundern der Wahrnehmung befassen.

Aus alldem wählte ich aus, die Auszüge aus Stevens Texten und Tagebüchern fasste ich zusammen und schrieb sie neu. Einzelne Namen von Menschen, die ich erwähne, sind geändert. Doch alle, die bereit waren, mit mir zu reden, haben die Passagen, die von ihnen handeln, gelesen. Steven hat sich alle Versionen des Manuskripts mehrmals von der Frauenstimme seines Bildschirmleseprogramms für Blinde vorlesen lassen.

Der stille Rebell mit dem Körper wie ein Kraftwerk und einem Geist so offen und weit wie der Himmel ist zufrieden mit seinen fünfundzwanzig Lebensjahren zwischen zwei Buchdeckeln. Ich bin dankbar.

Niels Walter

Er weiß nicht, wann er aufgewacht ist. Er weiß nicht, in welche Welt er zurückgekehrt ist. Die Welt, die ihn umgibt, kann er nicht mehr sehen. Die Berge, die Natur, sie waren sein Leben. Alles ausgelöscht, unsichtbar, nur noch Erinnerung, Bilder in seinem Kopf. Er kann nur noch in sich selber hineinschauen. So hat er sich entschieden, aus dem dunklen Nichts heraus seine eigene, neue Welt zu erschaffen, alles von null auf neu zu bewerten. Manchmal fragt er sich: »Warum habe gerade ich dieses Glück gehabt?«

Das alte Leben, nein, er wollte es sich nicht nehmen. Dafür liebte er es zu sehr. Es waren die Seile. Jahrelang hing sein Leben an ihnen. Immer hielten sie. Einmal nicht.

Zwischen dem alten und dem neuen Leben liegen hundertfünfzig Meter freier Fall. Sein altes Leben endete mit zwanzig Jahren und dem Sprung von der Ganterbrücke am Simplon. Das neue beginnt ein paar Flugsekunden später mit dem Aufprall auf felsigem Waldboden.

Steven Mack kann sich an nichts erinnern. Sein Bruder und die Kollegen können nichts vergessen. Sie waren an jenem Tag dabei.

Es war der 28. Mai 2006. Ein Sonntag. Steven und sein Bruder Brian standen um sieben Uhr morgens auf. Der Himmel über dem Zürcher Oberland war leicht bedeckt, die Luft war frisch. Ein gewöhnlicher Frühlingstag. Sie waren allein in der Wohnung in Volketswil. Die Mutter war mit ihrem Partner übers Wochenende ins Tessin gefahren.

Steven zog wie immer nur das Nötigste an. Shorts mit praktischen Beintaschen, ein blaues T-Shirt, leichte Trekking-schuhe. Die Brüder packten ein bisschen Proviant in einen Rucksack, Karabinerhaken, einen Klettergurt.

Vor dem Haus wartete Heinz, Brians Kollege aus der Nachbarsiedlung. Sie hatten schon im Sandkasten miteinander gespielt. Die drei gingen zu Fuß an Wohnblöcken, Schrebergärten und dem Dorfbach entlang zum Bahnhof Schwerzenbach, wo sie in den Zug nach Zürich stiegen. Dort, auf einem Parkplatz beim Hauptbahnhof warteten in einem dunkelgrünen Land Rover Defender fünf Kollegen, alle zwischen siebzehn und neunzehn Jahre alt. Stefan saß am Steuer. Der Geländewagen gehörte Jans Vater. Jan, Steven und andere aus der Clique waren in den letzten Jahren schon Tausende Kilometer mit diesem Auto gefahren. In die Schweizer Berge, an Felsküsten in Sardinien, Kroatien, Südfrankreich. Der Wagen bietet mit seinen längs im Heck eingebauten Sitzbänken Platz für acht Personen und viel Material.

Diesmal saß nicht Stevens übliche Clique im Auto, sondern

eine zusammengewürfelte Gruppe: die zwei Brüder Steven und Brian Mack, Freunde und Kollegen von Kollegen. Ihr Ziel: das Wallis. Simplongebiet. Ganterbrücke. Abseilen, vielleicht Brückenspringen. Einfach einmal losziehen. Einen guten Tag in den Bergen erleben. Keiner wusste, was ihn an diesem Tag erwartete. Was der andere wagen, wer wie mutig sein würde. Steven, vor zwei Monaten zwanzig geworden, war der Älteste. Und der Einzige, der schon von Brücken gesprungen war. In den Bergen gilt: Wer am meisten Erfahrung hat, trägt die Verantwortung. Steven war an diesem Tag also verantwortlich für sieben Teenager. Er versuchte es locker anzugehen, machte die Sprüche, die er immer machte, wenn sie in die Berge fuhren, vor einem Abenteuer standen: »Ist euch bewusst, dass wir heute alle sterben können?« »Habt ihr euer Testament geschrieben?« Gelächter und Buhrufe im Wagen. Brian witzelte: »Steven, wenn du heute stirbst, will ich deine Stereoanlage erben.«

Die Stimmung auf der Fahrt ins Wallis war eine Mischung aus Vorfreude und Anspannung. Jeder im Auto kannte diese Gefühle: Man geht aus dem Haus, fährt los. Raus aus dem Dorf, der Stadt. Raus aus dem Alltag, weit weg vom Gymnasium, von der Lehre, der Berufsschule. Raus aus dem »zubetonierten Leben«, wie Steven gerne sagte.

Raus. In die Natur. In die Welt, wo der Mensch ganz klein ist. Wo Berge den Himmel berühren, wo Steilwände in Schluchten enden, Wind und Wetter unberechenbar sind. Wo es unbeschreiblich schön ist, wild auch, und gefährlich. Wo man Berge bezwingen, Wände »rocken«, sich abseilen und in die Tiefe stürzen kann. Die Macht der Natur hautnah spüren. Sich ihr aussetzen. Entgegenstellen. Sich mit ihr messen. Wer bezwingt wen? Es ist das Spiel um Kalkül und Risiko. Leben

und Tod. Adrenalin pur. Die körpereigene Glücksdroge. Das war es, was die acht jungen Männer liebten.

In Kandersteg steuerte Stefan den Land Rover auf einen Waggon des Autoverlads der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn. Auf der anderen Seite des Tunnels, im Wallis, war das Wetter schöner. Ein starker Wind trieb einzelne große weiße Wolken vor sich her. Das Tal und die Bergflanken auf der anderen Seite leuchteten im warmen Licht der Frühlingssonne. Von Goppenstein fuhren sie runter nach Brig, dort, auf der anderen Tal-seite, wieder hinauf, die steile und kurvenreiche Passstraße hoch Richtung Simplon. Meter um Meter in die Höhe, immer weiter weg vom tiefen Tal immer näher zu den hohen Bergen, zu Fels, Schnee und Himmel: Das, so sagte einer im Auto, sei wie »der langsam ansteigende Trommelwirbel vor dem Höhepunkt im Konzert«. Das Crescendo zum Höhenrausch.

Am Ende der Bergflanke, wo man noch ein letztes Mal nach Brig und ins Tal hinunterschauen kann, fuhr der Land Rover die lang gezogene Linkskurve in das Seitental, wo tief unten die Ganter fließt. Auf diese Kurve folgt ein erster Höhepunkt. Links und rechts steil abfallende Hänge, im Sonnenlicht schimmerndes Grün in allen Schattierungen. Dichte Bergwälder. Föhren, Lärchen und Fichten, dazwischen kleine Wiesenflecken. Tief unten, wo sich die Talflanken in einem spitzen Winkel treffen, ist der breite Bergbach nur noch ein schmaler Streifen. Ställe und Alphütten sehen von oben aus wie Streichholzschachteln. Hinten, am Ende des Tals, steigen die Berge steil an, das Grün wird immer weniger, mischt sich mit Braun, Braun mischt sich mit Grau, Grau mit Weiß. Das Licht wird heller, die Konturen verschwinden, bis alles weiß ist. Ewiger Schnee. Darüber der Himmel. Offen, unendlich.

In der Mitte dieses Bildes, im Taltrichter, noch mehrere Hun-

dert Meter entfernt, konnten die acht jungen Männer ihr Ziel bereits sehen – klein und fragil in dieser mächtigen Landschaft, gleichzeitig gigantisch und elegant: die Ganterbrücke. Ein monumentales Bauwerk.

Sie ist die höchste Brücke der Schweiz. 150 Meter über dem Bergbach überquert sie in einem S-Bogen auf einer Länge von 678 Metern das Gantertal. Unter Bauingenieuren ist sie weltweit ein Begriff. Entworfen hat die »Ganterbrügga«, wie sie die Walliser nennen, der bedeutendste Schweizer Brückenbauer, der Bündner Christian Menn, geboren 1927, Ingenieur, emeritierter Professor der ETH. Die Brücke, 1980 dem Verkehr übergeben, gilt als technisches Wunderwerk. Bei herkömmlichen Brücken ist die Fahrbahndecke beweglich auf den Pfeilern gelagert, und diese sind fest im Boden verankert. Bei der Ganterbrücke ist es umgekehrt: Die Fahrbahn ist an den Pfeilerköpfen fixiert, die Pfeilerfüße stehen auf Gleitlagern im Boden – und sind damit beweglich. Dies ist nötig, weil die Brücke auf rutschenden Berghängen steht. Dank dieser Konstruktionsart kann der Betongigant bis zu einem halben Meter Richtung Berg in die korrekte Position geschoben werden. Einmal war das schon nötig, das nächste Mal wird es ungefähr im Jahr 2050 so weit sein.

Stefan nahm den Fuß etwas vom Gaspedal. Diese Berge! Dieses Tal! Die Brücke vor ihnen wurde immer größer, der Mut bei manchem immer kleiner. Sie hatten die Brücke noch nicht überquert, da war es für die meisten innerlich schon entschieden: Nie im Leben springe ich da runter! Vielleicht beim letzten Pfeiler nahe beim Hang ein bisschen Abseilen, das ja. Aber aus hundertfünfzig Metern am Seil ins Nichts hinauspringen – nie.

Der Land Rover nahm die letzte Kurve, verließ den festen

Boden der Passstraße, fuhr auf die Fahrbahn der Brücke. Vom Auto aus sahen sie nicht über die Brückenbrüstung ins Tal hinunter. Doch sie alle spürten unter sich den Abgrund, das Nichts. Die Brücke war bei Selbstmördern beliebt. Ein sicherer Tod. Vor Jahren hatte die Telefonseelsorge-Organisation Die Dargebotene Hand ein Schild mit ihrer Notrufnummer 143 an die Brücke montiert.

Auf der anderen Seite der Brücke wies Steven seinen Kollegen am Steuer an, das Fahrzeug rechts in einen Parkplatz zu lenken, wo Reisende gerne haltmachen, um das imposante Bauwerk zu fotografieren. Es war kurz nach Mittag. Die meisten hatten Hunger und packten ihren Proviant aus. Steven und Jan holten zwei siebzig Meter lange Kletterseile, Gartenschläuche, Klettergurte und Grigris, halbautomatische Sicherungsgeräte, aus dem Wagen. Mit dem Material auf den Schultern marschierten sie zu Fuß auf der Gegenfahrbahn der Leitplanke entlang zur Brückenmitte. Der Wind blies heftig vom Tal herauf. Radrennfahrer, die ihnen entgegenkamen, mussten absteigen, damit sie nicht umgeblasen wurden. Zwischen dem zweiten und dem dritten Pfeiler, noch nicht ganz in der Mitte der Brücke, begannen Steven und Jan mit den Vorbereitungsarbeiten.

Pendelspringer stürzen sich an gewöhnlichen Kletterseilen in die Tiefe, nicht an einem Gummiseil wie beim Bungee-Springen, und sie springen nicht dort ab, wo die Seile befestigt sind, sondern dreißig bis vierzig Meter daneben. So erreichen sie die Pendelbewegung, wenn sich die Seile spannen.

Steven und seine Freunde hatten neue, 9,5 Millimeter dicke Seile mitgenommen. Extrem reißfeste und sogenannt dynamische Seile, die zweieinhalb Tonnen halten und sich unter Spannung mehrere Meter ausdehnen können.

Um die Seile vor Abrieb am Brückengeländer zu schützen, zogen sie an einem ihrer Enden meterlange Teile von Gartenschläuchen darüber. Steven wickelte das Hauptseil mehrmals um einen dicken Eisenpfosten der Leitplanke und knotete es fest – so, dass die Gartenschläuche über den Kanten und der Brüstung der Brücke lagen. Jan tat dasselbe mit dem Sicherheitsseil. Sie installierten die Seile so, dass das zweite für die Sicherheit drei Meter länger war – als Lebensversicherung, falls das erste reißen sollte. Eine Vorsichtsmaßnahme, auf die viele Pendelspringer verzichten. Wie sie es in der Jugendorganisation des Schweizer Alpen-Clubs SAC gelernt hatten, kontrollierte jeder die Vorarbeiten des anderen. Alles Routine. Sie waren beide erfahrene Kletterer, am Berg und in der Kletterhalle. Unzählige Male waren sie schon in die Seile gesprungen, mit denen sie sich sicherten. Dieses Springen muss jeder Kletterer trainieren.

Steven hatte sowohl im Pendel- wie im Bungee-Springen Erfahrung. Er war schon von der zweihundertzwanzig Meter hohen Mauer des Verzasca-Staudamms im Tessin gesprungen. James Bond sprang im Film »Goldeneye« dort hinunter, der Adrenalinkick am Gummiseil wird weltweit unter dem Namen »Goldeneye Jump« vermarktet. Auch den Pendelsprung mit gewöhnlichen Kletterseilen hatte Steven schon oft gewagt. Zuerst von Bäumen im Wald, daheim in Volketswil. Später von Brücken. Die Ganterbrücke ist für Pendelspringer das höchste aller Gefühle. Der ultimative Kick.

Steven war hier schon zehn Mal gesprungen. Das letzte Mal vor vier Monaten, im Januar. Bei Schnee, Eis und Kälte. Damals waren sie nur zu zweit gewesen, er und Brian. Steven war gesprungen, sein eineinhalb Jahre jüngerer Bruder wollte auch, hatte sich dann aber doch nicht getraut. Der Reiz blieb.

Vor drei Wochen fragte Brian seinen Bruder, ob sie nicht noch einmal ins Wallis fahren könnten. Diesmal wollte er es wagen.

Alles war vorbereitet. Alles sicher. Wie immer. Die Berechnung war: Siebzig Meter Seil minus die paar Meter, die für die Installation auf der Brücke verloren gehen, ermöglichen einen freien Fall von über sechzig Metern. Dann spannt sich das Seil, kommt der Schlag in den Klettergurt. Wegen der enormen Fallgeschwindigkeit dehnt sich das leicht elastische Seil noch ein paar Meter. Der Rückschlag auf den nach unten fliegenden Körper ist dadurch weniger abrupt. Dann beginnt die Pendelbewegung. Das Hin und Her in luftiger Höhe, achtzig Meter über dem Boden.

Inzwischen waren alle Kollegen auf der Brücke. Steven fragte seinen Bruder, ob er als Erster springen wolle. Brian zögerte und entschied sich, erst einmal zuzuschauen und dann als Zweiter zu springen. Jan war sofort bereit. Er stieg in den Klettergurt und knüpfte die Seile an die dafür vorgesehene Schlaufe. Steven kontrollierte noch mal alles. Jan ging vom Anschlagpunkt, an welchem die Seile an der Brücke befestigt waren, ein paar Meter die Straße entlang bis zu einer massiven Betonstrebe, die vom Fahrbahnrand schräg bis zur Spitze des fünfzehn Meter hohen Pfeilerkopfs verläuft. Er stieg auf die fünfzig Zentimeter breite Strebe und balancierte auf dieser hoch, bis er etwa fünf Meter über der Fahrbahn stand. Steven und die anderen standen unten an der Leitplanke zwischen Jan und dem Anschlagpunkt der Seile. In kurzen Abständen nebeneinander hielten sie die beiden Seile über die Brückenbrüstung gegen den starken Wind, der das Tal hinaufblies – eine Sicherheitsmaßnahme, damit sich die Seile nicht irgendwo an der Leitplanke oder an einem Pfosten verhedderten.

Breitbeinig stellte sich Jan auf der Strebe gegen den Wind –

hinter ihm fünf Meter weiter unten die betonierte Fahrbahn, vor ihm und hundertfünfzig Meter tiefer der felsige Waldboden.

Jan ging leicht in die Knie, breitete die Arme aus, stieß einen langen Schrei aus und sprang. Die Kollegen auf der Brücke ließen das Seil los und lehnten sich sofort über das Brückengeländer. Sie sahen, wie Jan in die Tiefe schoss, wie ihn der Wind unter die Brücke blies, er aus ihrem Blickfeld verschwand. Dann, hörbar und mit einem peitschenden Ton, spannten sich die Seile in der Luft. Sekunden später tauchte Jan weit unter ihnen als kleines Männchen wieder auf. Er jauchzte vor Freude, streckte die Arme weit von sich, pendelte hin und her durch die Luft, hoch über dem Boden. Die Kollegen applaudierten erleichtert. Brian sagte, er wolle als Nächster springen.

Als Jan ausgependelt hatte und senkrecht unter ihnen an den Seilen hing, riefen seine Kollegen ihm von der Brücke zu, sie würden zum Auto zurückgehen und dort auf ihn warten. In der Luft hängend, begann Jan, mit speziell geknoteten Halteschlaufen am siebzig Meter langen Seil hochzuklettern – ein mühsames Hochkommen, das Kraft und Zeit kostet. Dreiviertel Stunden später war Jan wieder oben auf der Brücke und gesellte sich zu den andern. Seine Gefühle konnte er nicht beschreiben.

Brian war sich inzwischen nicht mehr so sicher, ob er wirklich als Nächster springen wollte. Wieder gingen alle auf die Brücke, marschierten in Einerreihe zu den Seilen. Autofahrer hupten, schüttelten die Köpfe oder verwarfen die Hände. Steven kontrollierte nochmals die Seile und Knoten, half seinem Bruder in den Klettergurt und knüpfte die Seile daran fest. Brian lehnte sich über die Brüstung, blickte hinunter. Angst

stieg in ihm hoch. Als ob er es nicht wüsste, fragte er die anderen: »Wie hoch ist sie, die Brücke?« Eine Antwort brauchte er nicht. Er blickte nochmals hinunter. Der Wind blies den letzten Rest Mut aus ihm heraus. Brian wollte nicht. Noch nicht. Er schlüpfte aus dem Klettergurt, gab ihn seinem Bruder und sagte: »Zuerst du, dann ich. Vielleicht.«

Ohne zu zögern, stieg Steven in den Klettergurt, zurrte ihn fest. Sein Gurt war wie ein Körperteil von ihm. Wie oft hatte er ihn schon am Seil – und am Leben gehalten. Wenn er an Felswänden und auf Kletterrouten nicht mehr weiterkonnte, nicht mehr weiterwusste, ihn die Kraft verließ und er abstürzte, rein ins Sicherungsseil, an dem sein Klettergurt hing. Auch bei jedem Sprung, von Bäumen und Brücken hinunter, hielt der Gurt ihn verlässlich in der Luft. Seinem Klettergurt vertraute Steven so sehr wie seinen Händen. Auch die hatten ihn noch nie im Stich gelassen.

Diesmal kontrollierte Jan alles noch einmal, die Seile, die Knoten an der Installation und an Stevens Gurt. Alles war in Ordnung. Steven ging zur Strebe und stieg wie vorhin Jan ein paar Meter auf ihr hoch. Brian machte sein Handy zum Filmen bereit, Jan stellte sich mit seiner Videokamera in eine gute Aufnahmeposition. Zwischen ihm und Steven standen die Kollegen im Abstand von zwei, drei Metern und hielten die im Wind flatternden Seile über die Brüstung. Es war kurz vor zwei Uhr nachmittags. Die Wetterstation in Visp registrierte »starken bis stürmischen Wind« mit Böenspitzen von fünfundsechzig Stundenkilometern.

Steven war zum Sprung bereit. In diesem Moment erblickte Heinz ein Polizeiauto, das von Brig her in die letzte Kurve vor der Brücke bog, kurze Zeit hinter Bäumen verschwand und ihnen dann auf der Brücke entgegenkam. »Spring!«, rie-

fen die einen, die anderen: »Warte!« Steven stand seelenruhig und mit einem Lächeln im Gesicht auf der Strebe. Das Polizeiauto verlangsamte seine Fahrt auf Schritttempo. Der Polizist auf dem Beifahrersitz ließ die Scheibe herunter, sagte in breitem Walliser Dialekt etwas, das im Wind keiner verstand. Das Auto fuhr weiter. Jan filmte. Brian drückte fast gleichzeitig auf die Aufnahmetaste seines Mobiltelefons. Steven winkte ihnen mit weit ausgestreckten Armen zu. Als würde er sich verabschieden. Er ging in die Knie, stieß sich mit beiden Beinen Richtung Abgrund, sprang, beide Arme weit von sich gestreckt. Er jauchzte. Brian und Jan versuchten, durch die Kameralinsen dem Fliegenden zu folgen. Doch auf den Kameradisplays sahen sie nur das verschwommene Grün des bewaldeten Berganges.

Steven war zu schnell. Er flog aus dem Bild. Aus dieser Welt.

Die Seile spannten sich. Die Kollegen auf der Brücke hörten wie vorhin bei Jans Sprung den peitschenden Ton – nahtlos anschließend aber auch einen dumpfen Knall. Brian filmte noch einen Augenblick weiter in die Tiefe hinunter. Auf dem Bild waren nur noch Baumwipfel, Felsen und der Bergbach zu sehen. Sonst nichts. Brian drückte die Stopptaste.

Er sah nach dem Knall als Erster, dass die Seile lose statt straff waren. Zwei andere schrien: »Die Seile sind gerissen!« Keiner wollte es glauben. Alle rannten über die Fahrbahn auf die andere Seite der Brücke. Sie schauten hinunter. Hofften. Dass der starke Wind Steven an den Seilen unter die Brücke getrieben hatte. Dass sie ihn von dieser Seite pendeln sehen würden. Doch Steven war verschwunden.

Sie sahen nur zwei Seile, die im Wind flatterten.

Ich bin von einer Brücke gesprungen und wie ein Adler im Sturzflug nach unten gerast. Von weit unten her kommt ein großer schwarzer Vogel mit riesigen Flügeln auf mich zugeflogen. Ich will auf ihn fallen, auf sein weiches Federkleid, damit er mich endlich bremst. Doch ich erreiche ihn nicht, er fliegt unter mir durch, an mir vorbei. Ich falle weiter, falle und falle, kopfvoran dem Erdboden entgegen. Kurz vor dem Aufprall schliesse ich die Augen. Doch plötzlich ... ich krache mit dem Gesicht voran in das Geweih eines Hirsches, dann auf den Boden. Ich liege da. Ich sehe, wie mein Bruder vom Himmel zu mir herunterkommt, mich auf seinen Rücken nimmt und sich an ein Seil hängt. Es zieht uns beide nach oben. Der Himmel tut sich auf. Es beginnt Blut zu regnen.

Das erzählt Steven drei Wochen später einer Nachtschwester, die ihn auf der Intensivstation des Zürcher Universitätsspitals überwacht. Er weiß nicht, wo er ist und wer er ist. Ist das, was er gesagt hat, eine Halluzination? Ein Traum?

Es ist die erste Version, die Stevens Hirn nach dem Unfall wiedergegeben hat.